Gemahl die seltsame Geschichte mit. Zar Nikolaus hörte aufmerksam zu, ließ sich die gesammten Hofhaltungsrechnungen der letzten Jahre vorlegen und unterzog sie einer genauen Prüfung. Das Ergebniß war überwältigend. Derselbe Zar, der später einmal erklärte, er sei der einzige ehrliche Mann in ganz Rußland, faßte seinen Entschluß dahin zusammen: „Das ist stärker als ich; geht's so fort, muß ich mein Land versetzen, blos um die Kosten meiner Tafel zu bestreiten. Dem Dinge will ich ein Ende machen: ich gebe mich in Kost!" Am folgenden Tage bestand keine kaiserliche Küche mehr. Ein Pächter übernahm die gesammte Hofhaltung und versorgte den Hof vom Zaren bis zum letzten Stallungen. Die Beköstigung wurde in „Stationen" eingetheilt. Der Zar zahlte für sich und seine Gemahlin je 50 Rubel, für die Großfürsten und Großfürstinnen sowie für alle, die an der kaiserlichen Tafel speisten, je 25, für die niedrigste Station je 3 Rubel Verpflegungsgelder. Im ganzen waren sieben Stationen vorgesehen. Die Maßregel bewährte sich ausgezeichnet. Nie hatte der Hof so vorzüglich gespeist: so reichhaltig und so gut. So volle Gesichter, so rundliche Formen wie damals soll es nie wieder am petersburger Hofe gegeben haben — und so viel Ersparnisse sollen ebenfalls niemals gemacht sein. Und das alles wegen der Flasche Rum für den Thronfolger. Aber alles Gute hat seine Zeit. Allmälig wurde der Pächter dicker und die Hofgesellschaft magerer. Das Essen fing an schauderhaft zu werden, und der Zar mußte sich wieder zur Selbstbeköstigung entschließen. — Die Geschichte klingt kaum glaublich. Aber sie hat in allerneuester Zeit doch eine Art Seitenstück erfahren. Auch der jetzige Zar war, als er zur Regierung kam, als sparsamer und ehrlicher Mann empört über die ungeheuerlichen Ausgaben für den Hof. Er ließ eine so einfache Haushaltung einführen, daß sie den Spott der ganzen petersburger Gesellschaft herausforderte. Zudem verbot das Trauerjahr die Abhaltung jeder Hoffestlichkeit. Als aber das Jahr zu Ende war, zeigte es sich, daß der sparsame Alexander III. um eine Million mehr ausgegeben hatte, als sein prunkliebender Vater im Jahre zuvor. . . .

Einen interessanten Brief Blücher's an seine Gattin vom 26. Juni 1815 enthalten Dorow's „Denkschriften und Briefe" rc. (Berlin 1838). Der Brief lautet wörtlich: „ich den March nach Pariß, den 26. Juni 1815. gesund bin ich, noch 12 Meilen von Pariß. die ich auch balde zurücklegen werde. Schon habe die Pariser, und die Provisorische Regirung Deputirte geschickt und bitten um einstellung der Feindseligkeiten, ich habe sie nicht angenommen. Bonaparte ist abgesetzt und will nach Amerika gehen, ich habe Nostitz heutte nach Laon geschickt und von die Deputirte ich habe Bonaparte sein Todt oder sein Ausliferung, die Uebergabe aller Festungen an der Sambre und der Maß verlangt dieses wehre die Condition unter welche ich mit ihm unterhandeln wollte. Dem ohn erracht marchire ich noch heutte grade uf Pariß, ich werde das Eisen schmiden weill es wahrm ist, den ich will vor Herbst zu Hauße seyn, lebe wohl, küsse lisettchen, grüsse alle bekannten, besonders Lottchen, die Girod und Worseig, noch ein wort, dein Bruder und Girod sind gesund. Blücher."

Wallenstein's Sänfte. Der mächtige Friedländer, welcher Armeen aus der Erde zu stampfen und andere zu vernichten verstand, trieb einen unermeßlichen Luxus. So besaß er eine Tragesänfte, die er bei seinen Kriegszügen mit sich führte und zeitweilig benutzte. Sie war wie ein vollständiges Zimmer eingerichtet, mit Bett, Lehnsessel, Tisch und sonstigem Bedarf, und ganz mit rothem Damast ausgeschlagen. Wenn es regnete, wurde die Decke noch besonders mit Wachstuch belegt; an den Seiten schützten die Sänfte Brüstungen und dichte Vorhänge, die abgenommen und zurückgeschlagen werden konnten. Träger dieser Prunkhänfte waren achtzehn Leibtrabanten, die aus Ehrfurcht gegen ihren Gebieter beständig den Hut in der Hand trugen, wie auch das Weiter sein mochte. In dieser Sänfte zog auch Wallenstein am 14. Febr. des Jahres 1634, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, in Eger ein, wo ihn am nächsten Abend die Mordwaffe des Hauptmanns Deveroux traf.

Eine Dampfbahn vor hundert Jahren. Der Gedanke der Verwendung von Dampf zur Fortbewegung von Fuhrwerken auf Schienen ist, wie der „Prometheus" schreibt, älter als man glaubt. Laut Scientific American regte nämlich ein Schwede, namens Hogström, bereits im Jahre 1791 den Bau einer Bahn mit zwei glatten und einer Zahnradschiene an, auf welcher Dampfwagen mit Maschinen nach dem System von Trevithik verkehren sollten. Hogström war, wie hieraus ersichtlich, gleich den meisten Leuten zur Zeit der Eröffnung der Liverpool-Manchester-Bahn, in dem Irrthum befangen, die Reibung der Räder auf den Schienen würde kaum ausreichen, um die Lokomotive selber, geschweige denn eine angehängte Last vorzubewegen. Leider wurde über die Ausführbarkeit des Planes erst ein Gutachten von Gelehrten und Fachleuten eingeholt, und es erklärten diese einstimmig den Gedanken für absurd, es könne der Dampf je Wagen treiben. So fiel die Sache damals ins Wasser. Sie erlebte erst 40 Jahre später durch Stephenson ihre Auferstehung.

Litterarische Plaudereien.

Von A. B.

Weshalb treten so viele Romanschreiberinnen im Männerkostüm auf? Glaubt Fräulein Valeska Bethusy-Huc als Moritz von Reichenbach mehr Kredit zu haben, als wenn sie in blauen Weiberkrümpfen einherwandelt? Und meint Frl. Posuma Wilhelmine von Leesen als Karl Postumus auf größere Nachsicht der Kritik rechnen zu dürfen? Ich kann es mir — ganz abgesehen davon, daß der Kritiker das zarte Geheimniß oft mit rauher Hand zerstört — kaum denken, daß jemand einen schriftstellernden Mann milder beurtheilen sollte als ein schriftstellerndes Weib. Ein Kritiker ist doch auch ein Mensch, „so zu sagen", und zwar ein Mann, und so kann er sich der Höflichkeit gegen das zarte, aber ach, so federgewaltige Geschlecht selten ganz entschlagen.

Der Roman „Braunedel" des sog. Karl Postumus (Berlin, Otto Janke) ist nicht besser und nicht schlechter als hundert andere Männer- und Frauenromane. Die Verfasserin beherrscht den Stil der lebendigen Rede ebenso gut, das heißt ebenso schlecht wie die meisten Erzähler von heute. „Ob Ihre in ihrem Schlosse vereinsamt lebende Frau Mutter nicht in erster Reihe ein Recht hätte, Ihre Unterstützung bei Bewirthschaftung des Gutes zu beanspruchen, und ob Sie derselben ihre schriftstellerischen Neigungen nicht hätten opfern müssen, bleibt noch sehr fraglich." Jedenfalls ist es nicht fraglich, daß kein frisches junges Mädchen einen solchen „papiernen Stil" redet. Die Sprecherin soll aber ein lebhaftes junges Mädchen sein, das durch herbe Wahrheit und harte Schicksale aus einer in den Tag hinein lebenden Weltdame zu einem ernsten, arbeitsamen und gediegenen Mädchen wird. Die herbe Wahrheit über die Mittellosigkeit ihrer Mutter, die von der Großmuth eines Verwandten glänzend lebt, sagt der Liddy von Rothenhang ein Stiefbruder, ein Lieutenant, ein vollendeter Kavalier und — gewissenloser Schurke. Aber nur eine Frau kann einen Mann von Erziehung einer Verwandten gegenüber ohne Zweck so roh reden lassen, wie es hier geschieht. Angenehm wirkt die Schilderung der bürgerlichen Gediegenheit im Hause des reichen dresdener Verlegers, der das junge Mädchen, das sein Brot nicht als „Parasit" verdienen will, zu seinem Sekretär macht. Nachher aber überwiegen Romanerfindungen gewöhnlichen Schlages.

Auch das Buch „Das rothe Kreuz" von Julius Pederzani-Weber (Leipzig, Abel und Müller) ist durch Sensationsromantik entstellt. Seine „Erzählung für Deutschlands Frauen und Mädchen" soll nach den hinterlassenen Aufzeichnungen einer Dame erzählt sein. Soweit das der Fall ist, soweit Bilder des Schlachtfeldelends und seiner Milderung durch die Frauen vom Rothen Kreuz gegeben werden, fühlen wir uns ergriffen und gerührt. Aber ein unseliger Einfall Pederzani-Weber's war es, die Requisiten eines Kolportageromans hinzuzufügen: Die verleumdete Frau, die ihr Gatte in den Abgrund stoßen will, was nur deshalb mißlingt, weil keiner da ist, die unterirdischen Gemächer, der in die Luft gesprengte Pulverthurm, der dabei entkommene Bösewicht, eben jener Mordgatte, der vorher seine Gattin am Sterbelager seines Bruders hat erschießen wollen — sind das nicht prächtige Sensationsmotive?

Eine schlichte Erzählung fürs Volk ist Armin Stein's (H. Nietschmann) „Meister Gottfried". Eine Dorfgeschichte. Halle a. S., Julius Fricke. 1892). Das kleine Buch liegt in zweiter Auflage vor, ein Beweis, daß es dankbare Leser gefunden hat. Der Verfasser will an einem Bild aus dem Leben zeigen, wie tief ein Mensch sinken kann, der die gerade Bahn der Sittlichkeit verläßt, eine Gefahr, die nach seiner Anschauung sofort gegeben ist, wie jemand vom Glauben abfällt. Ein ehemals braver Handwerker wird liederlich, als seine fromme Frau gestorben ist, treibt mit einem Juden zusammen allerhand bedenkliche Geschäfte und heirathet eine Ehebrecherin und Gattenmörderin, die ihm das Haus zur Hölle macht. Er geht mit ihrem Vermögen nach Amerika durch, verkommt dort ganz und gar und kehrt endlich als ein warnendes Schreckensgespenst zurück. „Er erhob seine Hand hoch, wie wenn der Pfarrer in der Kirche den Segen spricht über die Gemeinde", heißt es von dem Heimgekehrten, „und mit tiefer, hohler, zitternder Stimme hub er an: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder! Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen wandelt! Seine Wohnung ist im Frieden und sein Ruhekissen ist weich. Er kann getrost zum Himmel blicken und sieht das Auge eines lieben Vaters." Und so redet der Alte weiter, als ein Bußprediger, aber als ein Bußprediger — im Talar.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 151. Halle a. d. S., Freitag den 1. Juli 1892.

[26]

Das höchste Gut.

Roman von A. v. Gersdorff.

Wenige Minuten später floh im Schatten der herenbrechenden Nacht eine dunkle Frauengestalt aus dem Hause van der Neefen's über den Hof und hinaus auf die Straße, rücksichtslos gegen alles und jedes, verachtend alle und jede Gefahr.

An einem schönen Maiabend dieser Zeit, als alle Knospen schon gesprungen waren, wandelte Herr Hoppke biederen Sinnes fürbaß auf einem erfrischenden Spaziergange und überlegte, daß der Augenblick bedenklich nahe gerückt sei, wo er das Haus des seligen Herrn verlassen müsse, um einen andern Lebenszweck zu suchen, da das Haus wahrscheinlich verkauft werden sollte und die Frau Räthin ihn nicht gebrauchen konnte. Sie zog ebenfalls mit einer hübschen Erbschaft von dannen, um sie in irgend einem Nest zu verzehren.

Da glitt eine schlanke, prachtvoll gebaute, verschleierte und verhüllte Dame an dem alten Biedermann vorbei. Hoppke schrak erdenklich zusammen, zu merkwürdig bekannt kam ihm die stolze Haltung vor. Rasch griff er stärker aus, um an ihr seinerseits vorbei zu kommen, an der nächsten Straßenecke umkehrend, um sie „ang Faß" zu kriegen.

„Herr des Himmels, die Gnädige!" Sei es, daß sie unvorsichtig und gleichgültig gegen jede Gefahr nicht ihren dichtesten Schleier gewählt, sei es, daß der tückische Abendwind ihn einen Moment gelüftet oder die Falten glatt gestrichen hatte, genug, Hoppke erkannte sie sofort, sie war es! Sie war es, unverkennbar!

Mit aufgerissenen Augen und geöffnetem Munde starrte ihr Hoppke nach. Sie schien gar nicht auf ihn geachtet zu haben und eilte nur vorwärts, ohne Anhalten, ohne Umschauen, als warte einer mit höchster Ungeduld auf sie.

Hoppke erholte sich, stand einige Sekunden sinnend, ob er ihr folgen sollte, oder — und entschied sich für das Folgen!

Eine Stunde später wurde Maurus van der Neefen durch einen Brief überrascht, den ein Junge abgegeben hatte.

Er enthielt nur eine einzige Zeile: „Der junge Graf Pallas-Rotheuthurm ist nicht todt, er lebt. — Hafengasse Nr. 13."

Die stille Hafengasse hinab raste ein Wagen.

Der Herr, der ihn lenkte, sah aus, wie das drohende Unheil selbst: diese gefurchte, vorspringende Stirn, dieses scharfe Funkeln unter den starken Brauen, die auf die Unterlippe gepreßten Zähne, die Art, wie er mit der langen Peitsche zwischen die sich aneinanderdrängenden Pferde hieb, denen der Schaum um die Flanken spritzte — alles das schien furchtbar für den, dem dies wilde Zürnen galt.

Da lag der breite, dunkle Strom mit seinem Mastenwald, seinen mächtigen Schornsteinen und riesenhaften Schiffskörpern, sich scharf vom helleren Himmel abhebend, aus schwankenden Laternen blutige, zuckende Lichter über die schwarze Wassertiefe werfend. Der Wagen hielt mit jähem Ruck: Hafengasse Nr. 13.

Maurus sprang ab und warf dem Diener die Zügel zu.

„Nach Hause", herrschte er.

Das Wort war kaum verklungen, als die Hausthür weit vor ihm geöffnet wurde, ehe er sich noch bemerklich gemacht hatte. Er war überrascht, denn er war überzeugt gewesen, daß man ihm den Eintritt erschweren würde.

Nun öffnete man ihm, als würde er erwartet. Wenn man mit voller Wuth und Gewalt gegen ein Hinderniß anstürmt und es weicht plötzlich zurück, ehe man daran stößt, so ist das recht wohl geeignet, auch das heißeste Blut gewissermaßen durch Verblüffung zu kühlen und eine leichte Beschämung zu erzeugen.

Der Leichenbesorger Peters stand in dem niedrigen Hausflur, die Hand auf der Thürklinke.

Er sah weder überrascht noch erschreckt aus, nur sonderbar ernst.

„Bitte einzutreten, Herr van der Neefen."

„Meine — meine Frau ist —"

„Frau van der Neefen erwarten ihren Herrn Gemahl und bitten einzutreten."

Stumm, wie im Traume wandelnd, folgte Maurus dem Manne in die Küche. Neben dem Herde saß ein schluchzendes Weib. Das war nicht seine Frau. Dann ging leise eine niedrige Thür auf; er stand in einem kleinen, sehr hellen Raume, und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Dort unter dem verdorrten Myrthenkranze stand ein sehr kleines Bett. Weiße, stille Lichter zu Häupten und zu Füßen. Ein Rosenstock dazwischen, über das weiße Leintuch all seine Rosen gestreut. Unter ihnen eine kleine, blasse Menschenknospe — die Leiche eines Kindes.

Wie ein Engelsköpchen aus tadellosem Marmor lag das Angesichtchen mit den seinen Goldhärchen darüber auf dem weißen Kissen, ein stiller, vorwurfsvoller Schmerzenszug; um das blasse Mündchen, die Fingerchen ineinander gelegt, als bete das todte Kind.

Da lag es und schlief sie aus, die Qual seines kurzen Lebens. Ein Sprosse von gewaltsam errungenem Glück und berauschender Liebe — und hatte doch nie eine glückliche, gesunde Stunde gehabt. Elend vom ersten bis zum letzten Augenblick, war das kleine, überflüssige Dasein in der Knospe erstickt.

Die Mutter sitzt daneben, den Arm auf den Bettpfosten gestützt, die Stirn in die Hand, und starrt zu Boden.

Als der Mann eintritt, sieht sie flüchtig auf mit der Gleichgültigkeit höchsten Schmerzes.

Kein Wort ringt sich von seinen zuckenden Lippen.

Verstummt steht er neben ihr.

Was auch hatte er hier zu sagen?

Wollte er seine Stimme erheben in der feierlichen Stille des Todes und mit ihr rechten um die Qual ihres Lebens?

Dann klingt es wie ein Hauch zu ihm auf:

„Wie habe ich es geliebt mit tausend Schmerzen, mit tausendfacher Liebe! Nimm mein Herzblut tropfenweise für dies kleine Leben von meinem Leben! Wie habe ich gezittert in Seligkeit, wenn es mich kannte und sein Köpfchen am liebsten hierhin legte" — sie drückte die Hand gegen ihre Brust — „wie groß, wie verzehrend war das Erbarmen dieser Liebe — mein Kind, mein höchstes Gut!"

Der Mann lauscht schweigend, mit geneigter Stirn. Ach, wenn's sein Alles gegolten hätte, er hätte jetzt nicht sagen können, was er fühlte.

Nur das eine — das eine, dieser trauernden Mutter eine Entschuldigung bieten, daß er an dieser Stätte stand, die nicht sein Platz war.

Stumm reichte er ihr den Brief hin mit der einen Zeile.

Stumm hob sie die Hand, auf das Haupt des todten Kindes deutend:

„Das ist der letzte Pallas-Rotheuthurm."

Ein Leuchten brach aus seinen Augen, ein befreites, tiefes Aufathmen hob seine Brust, in der Schmerz und furchtbares Bangen gekämpft hatten.

Jetzt wußte er alles, und dies war das Schlimmste nicht.

Und dem gewaltigen Fordern in seinem erschütterten Herzen gehorchend, kniete er neben dem Todtenbett ihres Kindes nieder und legte beide Arme um ihre gebrochene Gestalt.

„Laß mich dein Leid mit dir theilen, vergangenes und heutiges, laß' dich heilen durch meine Liebe! O, das weiche Herz, die schwache Kraft, der so viel auferlegt wurde!"

Sie ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920701032/fragment/page=0001

Er hatte einen Versuch gemacht, sie fortzuführen. Sie hatte ihn nur flehend angesehen und die Hände gefaltet.

Leise, wie um die schlafende Gestalt nicht zu stören, hatte er einen Stuhl neben den ihrigen gezogen und ihre kalte, zitternde Hand in die seinen genommen.

Dann that er ein paar leise, sanfte Fragen.

Und sie flüsterte ihm zu, wie sie verlockt und hineingerissen worden war in Unrecht und Verderben, wie ihre Liebe für jenen Unseligen aus dem Mitleid entsprungen und darum so stark, so opferbereit war, bis das Mitleid sich habe in Verachtung wandeln müssen und die Liebe daran gestorben sei.

„Und gleich, als er nach Amerika kam, suchte er dich?"

„Er wußte von mir, ich wußte von ihm."

„Auch weßwegen er gehn mußte?"

„Zuerst nicht. Später — im Rausch verrieth er es mir. Er verrieth überhaupt dann alles, nicht nur Sachen, auch Menschen. Wir fanden ohne große Schwierigkeit einen Geistlichen, der einwilligte, uns sofort zu trauen, ohne die Einwilligung der Eltern zu haben. Er, Karl August, setzte alles durch, was er wollte, bei allen Menschen. Sie brachten ihm jedes Opfer, sie legten ihm alles zu Füßen, sie starben für ihn. Sie litten für ihn die Strafe seiner Schuld. Liebe zu gewinnen, war seine Bestimmung auf Erden."

„Seine Liebe für dich war wenigstens ein starker und großer Zug an ihm. Für dich, für seine Liebe riß er alle Hindernisse so kühn, so widerrechtlich nieder. Er mußte doch denken, daß dein Vater seine Hand im Zorn von dir abziehen würde?"

„Auch das nicht. Er rechnete auf meines Vaters Wort, daß mein väterliches Erbe mir unter allen Umständen bleiben würde. So hatte jener es einst, ein solches Ende nicht voraussehend, ausgesprochen. Er rechnete auf die unabänderliche Thatsache einer legitimen Ehe, auf die Furcht des ehrenwerthen Mannes, solchen Skandal der Welt preiszugeben. Meine ehemalige Gouvernante stand uns treu zur Seite, als sie an geschehenen Dingen nichts mehr ändern konnte. Wir zogen hinaus in ein bescheidenes Quartier in einer der Vorstädte New-Yorks. Dort wurde dies Kind geboren. Mit ihm und mit mir gedachte er dann nach Europa zurückzukehren, zu seinen Eltern, zu meinem unglücklichen Vater, sobald über die Ursachen seiner Flucht ein wenig Gras gewachsen war. Ich konnte ihm nur gehorchen; wenn er im Zorn war, verließ ihn jede Vernunft. Erbarmen mit andern Menschen, er kannte es nicht, seine Person stand ihm einzig und allein im Vordergrunde, sein höchstes Erdengut war seine Eitelkeit, seine Schönheit! Lange, ehe sein Sohn das Licht dieser Welt erblickte, hatte er mir die Treue gebrochen. Er gab sich so wenig Mühe, es zu verbergen. Haltlos taumelte er von Genuß zu Genuß."

„Unmöglich!"

„Aber wahr! — Er hätte das nicht nöthig gehabt. Er hatte eine vortheilhafte und geachtete Stellung bei einer Zeitung gefunden, die ihm reichlich zu leben gab. Ich ahnte nicht, daß ich Betrug verübte, wenn ich ihm manch einen Artikel, manch eine Recension schrieb, die eigentlich nur von ihm hätte sein müssen. Er hätte auch nicht nöthig gehabt, so oft seine unglückliche Mutter um Geld zu quälen, zu martern bis zum letzten Blutstropfen mit Noth und Krankheit und Lebensüberdruß. Was ich gelitten habe, Maurus, ich rechne es nicht, denn der Tod ist der Sünde Sold; was die Frau gelitten hat, schreit zu Gott, ist mehr als Tod; — denn wie man sein Kind liebt, Maurus, so liebt man nichts auf der Welt!"

Wie ein Hauch war das Letzte, wie ein Gebet an sein Ohr, an sein zuckendes Herz gedrungen. Erschöpft hielt sie einen Augenblick inne, in ihrem fieberhaften Sprechen es nicht gewahr werdend, daß er ihr seine Hand entzogen hatte, um sie über seine Augen zu legen.

„Von Genuß zu Genuß! Er starb daran — darin! Als Leiche brachten sie mir ihn ins Haus — von einem wüsten Gelage mit Frauen. In jenem ersten Briefe, den ich als deine Frau empfing, schriebst du mir: „Wie gering, armes Kind, mußt du von dem Werth eines Männerherzens denken gelernt haben!" Du hattest recht!"

* * *

„Nur ein Mädchen, aber sehr niedlich!" Frau Kunkel war es, die wirdige Lebenserschließerin, etwas weißhaariger, etwas kompleter, sonst aber ebenso angenehm und mütterlich, wie sie vor Jahren in das Zimmer des Senators Markus getreten war, ihm die Geburt seiner Tochter zu melden. „Nur ein Mädchen, aber sehr niedlich, Herr van der Neesen!"

Maurus sprang mit einem Satz von dem Sopha im Salon seiner Frau empor, auf welchem ihn nach einer langen, bangen Nacht der Schlummer überrascht hatte.

„Gott sei gelobt!" rief er entzückt und fiel der braven Dame beinahe um den Hals.

Sie fühlte sich geehrt und geschmeichelt. Das war doch ein etwas wärmerer Willkommengruß, als ihn damals der Senator seinem Töchterlein gespendet hatte.

Maurus fragte auch nicht erst viel, sondern stürmte so eilig in das Schlafzimmer seiner Frau, daß Frau Kunkel's ängstliches Abmahnen wirkungslos verhallte. „Meine Geliebte, mein Weib!"

„O, Maurus" — der matte Arm umschlang den Hals des Knieenden — „o, Maurus, nur ein Mädchen," lächelte sie, „bist du zufrieden?"

„Ich bin glücklich, Engel. Ein ebenso glücklicher Vater wie Gatte. Wir wollen sie Lotti nennen und sie behüten und beschützen als unser höchstes, heiligstes, weil nur anvertrautes Gut."

Ende.

[3]

Die Schwestern.

Novelle von K. Sommer.

Ellinor warf den Kopf hochmüthig zurück, eine scharfe Entgegnung lag auf ihren Lippen, da öffnete sich die Thür und das Mädchen reichte einen Brief herein.

„Von Frau Doktor Wertheim — die Liese bittet um Bescheid." Käthe nahm ihr den Brief ab.

„Es ist gut, Anna, laß Liese einen Augenblick in der Küche warten."

Dann reichte sie ihrer Schwester das Schreiben. „An Fräulein Ellinor Sander" stand darauf.

Diese nahm dasselbe gleichmüthig entgegen und erbrach das Couvert.

Ihr Blick überflog rasch die wenigen Zeilen, dann warf sie das Papier auf den Tisch. „Lächerlich!" sagte sie mit spöttisch verzogener Miene.

Käthe nahm das Schreiben auf und las es.

Mein liebes Kind!

„Vorhin ging Günther zu dir, um dich zu bitten, von dem Maskenfest heute abend abzusehen, er hatte einen so schweren Tag heute und ist nicht in der Stimmung. Du wirst ihn verstehen und ihm zu Liebe gern dies kleine Opfer bringen. Er wollte dich dann zugleich bitten, den heutigen Abend bei uns zuzubringen. Ich freue mich darauf, besonders für Günther; dein heiteres Geplauder wird ihn die Eindrücke des Tages vergessen lassen.

Nicht wahr, Ellinor, du kommst? Günther hat mir keinen Bescheid gebracht, vermuthlich, weil er durch einen Krankenbesuch unterwegs aufgehalten ist. Aber ich rechne fest auf dein Kommen, liebes Kind, und rüste schon dir zu Ehren den Abendtisch besonders festlich. Ich muß doch versuchen, meinem Kinde das Opfer, welches es gebracht, etwas weniger schmerzlich zu machen. Wann darf ich dich erwarten, Kleine?

Deine treue Mutter."

Käthe legte den Brief wieder zusammen. Sie sah Ellinor, die halb abgewendet an ihrem Sammetjäckchen nestelte, eine Weile an, dann trat sie mit rascher Bewegung zu ihr und legte ihr den Arm um die Schulter.

„Ellinor, sei gut!"

Es war wieder der weiche Herzenston, den sie sonst gegen die Schwester gebrauchte, und mit inniger Bitte suchten ihre Augen den gesenkten Blick des Mädchens.

Aber Ellinor riß sich mit ungestümer Bewegung los.

„Was fällt dir ein, Käthe! Ich sollte den Maskenball aufgeben? O nein, gerade Günther zum Trotz gehe ich hin. Er soll wissen, daß er nicht immer seinen Willen durchsetzen kann!"

„Aber Ellinor — allein?" warf Käthe erschreckt ein.

„Willst du etwa nicht mitgehen? — Nun gut," fuhr sie fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „so werde ich Papa bitten oder mich Appenborns anschließen. Ich helfe mir schon. Ich werde doch nicht den Ball aufgeben, auf den ich mich so lange gefreut, um mich bei seiner Mutter zu langweilen! Wozu habe ich mir denn mein Kostüm kommen lassen!"

„Ueber fünf Wochen ist das zweite Maskenfest, Elli," wandte Käthe beschwichtigend ein, „dann kannst du dich frohen Herzens damit schmücken, und Günther wird stolz sein auf seine Braut und auf die Selbstüberwindung, die sie gezeigt. Wir packen den Anzug wieder in die Schachtel, und dann, Schatz, gehst du zu seiner Mutter, und ihm sagst du ein gutes Wort, wenn er heimkommt heute abend. Willst du, Ellinor?"

Einen Augenblick schien das Mädchen zu schwanken. „Nein," sagte dann der trotzige Mund, „ich gehe nicht, mag er zu mir kommen!"

„Aber das kann er nicht, Ellinor, er darf es nicht. Sein Stolz und seine Manneswürde würden das nie zugeben!"

„Nun, so giebt es mein Stolz auch nicht zu," entgegnete sie achselzuckend. „Ich werde dem Mädchen sagen, daß ich nicht komme."

Sie wandte sich zur Thür, aber Käthe hielt sie zurück. „Laß nur, ich werde ihr die Botschaft überbringen. Ist denn das unwiderruflich dein Entschluß, Ellinor?"

„Unwiderruflich!" klang es zurück.

„Was ist unwiderruflich?" fragte eine Stimme von der Thür her. Kommerzienrath Sander war unbemerkt hinter Käthe eingetreten und richtete nun seinen fragenden Blick auf diese, die sich rasch nach ihm gewandt hatte.

Da drängte Ellinor mit schneller Bewegung sich vor.

„Ich will es dir sagen, Papa, ich — — —"

Sie hielt inne, denn der Vater war, von ihrer glänzenden Erscheinung aufs höchste überrascht, einen Schritt zurückgetreten und sah sein Kind nun mit leuchtenden Augen an.

„Ellinor — du? Wie schön du bist!"

„Findest du, Papa?" Sie legte schmeichelnd ihr Köpfchen an seine Schulter und sah ihn mit zärtlichem Blick an. „Ja, sieht du, ich hatte mich so sehr gefreut auf dies Kostüm, und es ist nun so gut ausgefallen, ich war so glücklich darüber, Papa, und nun — — —" ihre Stimme brach fast im Weinen, „nun kommt Günther und erklärt mir ganz rücksichtslos, daß ich auf den Ball verzichten muß, er hat einen Sterbefall in der Praxis und fühlt sich nicht in der Stimmung dazu. Ich bitte dich, Papa, ich kann doch nicht um jeden Todesfall mit ihm in Sack und Asche trauern. Da würde ich ja meines jungen Lebens nie froh. Wie findest du dies, Papa?"

„Wie kommt Günther dazu?" fragte der Vater.

Ellinor hob die Schultern. „Ja, wer das wüßte, Papa! Und Käthe will nun auch nicht mitgehen und verlangt, daß ich Günther's Befehl Folge leiste. Aber ich thu's nicht, ich kann's nicht! Und wenn sie alle gegen mich sind, nicht wahr, Papa, du hilfst deiner Ellinor," fuhr sie schmeichelnd fort, „du gehst mit mir zum Ball?"

Herr Sander fuhr sich mit heftiger Bewegung durch das graue Haar, seine Mienen drückten eine unliebsame Ueberraschung aus. Hilfesuchend wandte sich sein Blick auf Käthe, die abseits am Fenster stand.

„Ich — Ellinor? Ach, Kind, ich bin — ich — ich habe so viel zu thun, Eli, ich kann mich so schwer losreißen, und," er griff sich mit beiden Händen nach den Schläfen, „mein Kopf ist so angegriffen heute, ich habe wieder heftige Schmerzen. Quäle mich nicht damit, — Käthe wird gewiß mit dir gehen."

„Natürlich, Papa," sagte diese und trat rasch näher, „wenn du es wünschest, und Ellinor in ihrem Trotz beharrt, aber — —"

Sie hielt das Weitere zurück und preßte die Lippen zusammen. Sie sah das nervöse Zucken in des Vaters Antlitz, sie wußte, er litt unter jeder Aufregung; sie hätte den Vater gern aufgeklärt über den wahren Sachverhalt, aber was nutzte es, ihm war es eine Sorge mehr zu allen übrigen, und dann, vielleicht ließ sich der Zwist beilegen, ohne daß er überhaupt etwas davon erfuhr. Das war das beste. Sie wollte alle Ueberredung aufbieten.

„Willst du dich nicht einen Augenblick setzen, Papa?" sagte sie freundlich. „Du siehst so müde aus." Sie schob ihm einen Sessel zurecht. „Du arbeitest wieder mehr, als dir gut ist, Papa, läßt sich das nicht umgehen?"

Er schüttelte müde den Kopf und seufzte schwer. Ellinor war hinausgegangen, um ihr Kostüm abzulegen.

„Es geht nicht, Käthe," antwortete er auf ihre Frage, „ich kann das nicht Fremden überlassen, es sind meine innersten Angelegenheiten und —" er fuhr sich wieder mit der Hand über die Stirn — „das Arbeiten schadet mir auch nicht, Kind, wenn nur die Sorgen nicht wären — ach, die Sorgen!" Er stützte schwer den Kopf in die Hand. Käthe trat mit einem Glase Wein zu ihm, auch auf ihrem Gesicht lag ein kummervoller Zug.

„Komm, trink, Papa," bat sie sanft, „das wird dir gut thun, und laß die dummen Sorgen sein! Du siehst gewiß zu schwarz, das liegt in deinen kranken Nerven."

„Ich habe kein Glück mehr, Käthe, schon lange nicht mehr," sagte er gepreßt, „über kurz oder lang wird die Firma Sander aufgehört haben zu existiren."

„Nicht doch, Papa!" bat sie erschreckt und beruhigend zugleich. „So schlimm wird es nicht werden, wir wollen uns alle dagegen wehren. Du läßt den Muth nicht sinken, und ich werde versuchen, viel sparsamer zu sein. Wir haben gewiß zu flott gelebt, ich habe nicht gut hausgehalten."

Er sah sie mit einem schmerzlichen Lächeln an.

„Du, Käthe? Als ob ich nicht wüßte, daß du schon lange aus eigenen Mitteln beisteuerst, um mir den Haushalt zu erleichtern. Aber ich will das nicht mehr, Kind, ich kann es nicht verantworten, du sollst mir dein kleines Vermögen nicht auch noch aufopfern!"

„Ich bitte dich, lieber Papa, was phantasirst du da! Es sind nur meine eigenen kleinen Bedürfnisse, die ich bestreite, das ist ja so natürlich. Sollte ich dich auch noch damit belästigen. Ich empfange ja so viel von deiner väterlichen Güte."

Er stand plötzlich auf und faßte ihren Kopf in beide Hände.

„Sorgen empfängst du, Kind, bittere Sorgen! Ich sollte deine Schultern nicht damit belasten, aber ich bin so egoistisch, Käthe, ich muß einen Menschen haben, zu dem ich mich aussprechen kann. Du bist seit dem Tage, wo du hier einzogst, nicht mein Kind, Du bist mein treuer Kamerad gewesen!"

„Und das werde ich auch bleiben, Papa," fiel sie ermuthigend mit heiterem Tone ein. „Es wird noch alles gut werden, Ellinor und ich wollen dir getreulich helfen. Ellinor muß es auch wissen, daß du Sorgen hast, dann wird sie sich gewiß einschränken und viel von ihrem Luxus ablassen."

Er fuhr erschrocken auf.

„Ellinor? Ach nein, Käthe! Lassen wir ihr den frohen, ungetrübten Jugendmuth, solche Last ist für ihre Schultern zu schwer."

„Aber Ellinor ist so verschwenderisch," wagte Käthe einzuwenden. Sie dachte gerade an das kostbare Maskenkostüm, das sie sich hatte kommen lassen, die Rechnung dafür lautete auf fünfhundert Mark.

„Ich weiß es, Käthe. Aber sie hält mich für reich, und sie ist so jung und schön, es ist so natürlich, daß sie sich schmückt. Lassen wir ihr den leichten Sinn, dieses schönste Vorrecht der Jugend. Ich kann ihr lachendes, sorgloses Gesicht nicht entbehren."

Käthe unterdrückte einen Seufzer. Sie mochte ihm nicht widersprechen, Ellinor war sein Abgott, er sah ihre großen Fehler nicht.

„Und Ellinor's Zukunft ist ja gesichert," fuhr Herr Sander fort, „sie bekommt einen guten, tüchtigen Mann, der sie auf Händen tragen wird. Wie mir das eine Erleichterung ist!" Käthe zuckte leicht zusammen, wie Bergeslast legte es sich auf ihre Brust. O, wenn er wüßte, daß auch diese Hoffnung im Wanken war!

Eben trat Ellinor wieder herein; sie wandte sich mit lächelndem Gesicht zum Vater und legte schmeichelnd beide Arme um seinen Nacken. Sie hatte ihren Zweck erreicht, und nun war sie wieder von hinreißender Liebenswürdigkeit.

So würde sie auch Günther zu bezaubern versuchen, morgen vielleicht, wenn sie den Trotz wieder abgethan.

Käthe ging hinaus, um dem wartenden Mädchen Bescheid zu geben.

„Du kannst nun gehen, Liese, ich komme gleich selbst, um Frau Doktor Bescheid zu bringen."

(Forts. folgt.)

Bunte Zeitung.

Ein kaiserlicher Kostgänger. Es ist gewiß nur wenig bekannt, daß einer der mächtigsten und reichsten Fürsten Europas sich gegen die Mitte dieses Jahrhunderts veranlaßt sah, sich „in Kost" zu geben. Dieses war thatsächlich, wie ein petersburger Historiograph meldet, mit dem Zaren Nikolaus der Fall. Die Sache hat sich folgendermaßen zugetragen. Eines Tages ließ sich die Gemahlin des Zaren in einer Anwandlung von Hausfrauenlaune die Sonder-Rechnungen über den Hofhaltungsetat vorlegen. Zu ihrem außerordentlichen Erstaunen begegnete sie gleich auf der ersten Seite einem Posten, der lautete: eine Flasche Rum für den Thronfolger. Die Zarin hatte keine Ahnung davon, daß sich ihr jugendlicher Sohn so weit dem nationalen Laster hingegeben haben sollte, daß er bereits bei dem stärksten Getränk angelangt war. Ihre Verwunderung wuchs, als sie zurückblätterte und einen Tag wie alle Tage die fürchterliche Flasche Rum für den Thronfolger gewissenhaft gebucht fand. Das ging zurück bis in die Kindheit, ja bis zum Tage der Geburt ihres ältesten Sohnes. Die Zarin war völlig verblüfft und forschte nun weiter. Sie sah, daß auch ihr Gemahl dem unseligen Getränk gehuldigt haben mußte; denn auch vor seiner Thronbesteigung fand sich auf jeder Tagesrechnung die Flasche Rum für den Thronfolger. Nach eifrigem Suchen fand die Kaiserin schließlich den Tag, wo der Rum zuerst angeschrieben war — Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts! Da stand aber auch die Erklärung, denn eine Marginalnote bemerkte zu dem Posten: „Wegen heftigen Zahnschmerzes auf Anordnung des K. Hofmedikus einen Theelöffel voll mit Zucker zu nehmen." Das ging der Zarin doch über den Spaß und sie theilte ihrem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920701032/fragment/page=0002